

Nr. 112. Bromberg, den 20. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(39. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Buben blieben den ganzen Tag über meistens sich selbst überlassen. Sie kamen zum Essen in die Küche und trieben sich sonst auf dem Hof herum, wo Mägde oder Knechte beschäftigt waren. Adelheid gab sich mit ihnen nur ab, wenn sie morgens angezogen und abends zu Bett gebracht werden mußten. Zu den Mahlzeiten war sie unten in der Wohnstube und aß mit Vater Dag, und heute war auch er schweigsam und nachdenklich.

Dag war am Beerdigungstag zu Hause gewesen, aber so geistesabwesend, so finster, daß es ihr ins Herz schnitt; und — noch am gleichen Abend war er wieder fort.

Adelheid hatte die Buben zu Bett gebracht. Ihre Betten standen noch in Dags Stube, aber sie ließ nachts die Tür offen.

Sie stand vor dem Spiegel in der Jungfernkammer, sah sich aber nicht in die Augen, wollte die Verzweiflung auf ihrem Gesicht nicht sehen. Sie betrachtete nur ihr Haar, während sie es aus täglicher Gewohnheit bürstete und ordentlich aufsteckte, ehe sie zum Abendessen in die Wohnstube hinunter mußte.

Keines der beiden hatte recht gegessen und keines etwas zu reden gewußt. Sie sagte ihr leises „Gute Nacht" und wendete sich zur Diele, einem verzweifelten Abend und einer schlaflosen Nacht entgegen.

Da räusperte sich Vater Dag und bat leise: „Könntest du nicht heute abend noch etwas unten bleiben?"

Die Worte kamen Adelheid so unerwartet, daß sie mitten in der Tür stehenblieb, als müsse sie es noch einmal hören. Sie drehte sich langsam um und sah ihn verwundert an. Ihr gespannter Blick sprach so lebendig von tiefem Unglück, daß Vater Dag die Fassung verlor und stumm durch ihre Augen in die Verzweiflung ihres Herzens hineinblickte . . .

Wortlos ging er auf sie zu, legte den Arm um ihre Schulter und führte sie zur Alten Stube.

„Wir könnten uns etwas hier herein setzen", sagte Vater Dag, nachdem er das Feuer angezündet und zwei Stühle vor den Kamin gerückt hatte. Adelheid drehte ihren Stuhl so, daß sie das Zimmer übersehen konnte. Die alten grünlichen Fensterscheiben gewannen jetzt im Spiel der Flammen Leben, wie dunkle Augen standen die dicken Buckel im goldenen Widerschein des Feuers. Die Waffen unterm Gebälk und an den Wänden hatten der Alten Stube in Adelheids Augen immer einen besonders strengen Ernst gegeben. Sie hatten sie wie Zeugen einer Zeit gedünkt, da das menschliche Leben noch wild und hart und ohne Gnade war. Die Erinnerungen der letzten Jahre und namentlich die Erlebnisse in allerjüngster Zeit ließen ihr die Alte Stube heute nicht mehr so unendlich fern erscheinen. Das Leben war hart, auch jetzt noch, hart und wild und ohne Gnade.

Vater Dags Stimme weckte sie aus träumenden Erinnerungen. Er glaubte gewiß, sie dächte an ihren Vater. „Ja — es rührt manches auf, wenn einer unserer Nächsten dahingeht, um nie mehr wiederzukommen", sagte er. „Oft scheint es mir, als seien wir Menschen nur unmittelbar nach einem solchen Verlust so, wie wir eigentlich sein sollten. Dann durchdringt unser Blick so leicht das, womit unser kleinlicher Sinn sonst beschäftigt ist, und was uns das Bild unserer Nächsten so entstellt. Hinterher denken wir meist nur noch an das Gute, das in ihnen lag, und das wir vielleicht hätten zur Entfaltung bringen können — wenn wir uns in erster Linie daran gehalten und ihnen gezeigt hätten, daß wir es erkennen Wir sind so wenig darauf bedacht, einander zu helfen.

Bei diesen Worten hatte Dag nicht nur an sich selbst, sondern auch an Adelheid gedacht — er konnte ja nicht ahnen, wie schmerzlich es sie treffen würde —, und er blickte sie verwundert an, als er sie plötzlich schluchzen hörte. Er sah aber wieder ins Feuer, während sie laut herausweinte, wie er es nur beim Tode ihrer Kinder erlebt hatte.

Adelheid hatte sich beruhigt, das Zucken ihres Herzens war in einem Aufschluchzen verebbt. Das Kaminfeuer war zischend zusammengesunken; nur noch kleine Flämmchen spielten um die Reste der Stubben, und Vater Dag blickte, die Wange in die Hand gestützt, in die stille Glut.

„Ja, ja", sagte er leise, „wenn man auf sein Leben zurückblickt, gibt es so viel Kummer, daß man zusammenbrechen könnte . . . Aber . . ." Er hob den Kopf, und aus seinen Zügen sprach die sichere Kraft, wie noch immer in entscheidenden Stunden. „Das Leben fordert uns, Adelheid, solange wir atmen. Wir müssen, was auch kommt, wieder hoch und vorwärts, müssen sehen, in unser tägliches Leben etwas von dem mitzunehmen, was der Schmerz uns gelehrt hat." Ob Vater Dag in Gedanken versank, oder ob er Adelheid Zeit lassen wollte, seine Worte recht tief in sich aufzunehmen — er schwieg lange. Er schien zu überlegen, was er ihr sagen wollte. Ich habe schon öfter mit dir über unsere Unterhaltungen von damals reden wollen — weißt du, im Herbst und Winter vor zwei Jahren. Ich habe wieder und wieder die Bibel deines Großvaters vorgenommen — und habe sie zum Ausgangspunkt ernsten Nachdenkens gemacht. Ich bin zu einem Ergebnis gekommen und habe dem seither nachgelebt. Aber ich konnte bisher nicht die richtigen Worte finden, es dir klarzumachen . . . Heute abend könnte ich es versuchen: Alles, was dort vom Gebet und von der Gnade des Herrn steht, ist in seiner Weise recht, aber — — es hilft einem nichts, wenn es gilt, sich darauf hinzulegen und zu entschlafen. Meine Nöte mit dem Ablaß damals waren berechtigt. Aber nicht nur unsere guten Werke und unsere Gedanken sind ein Versuch, uns auf billige Weise in die Ewigkeit hinüberzuretten — es ist dasselbe auch mit unserem Gebet. Unsere Gedanken sitzen viel zu tief in uns verwurzelt und können sich nicht davon befreien. — Ich habe daran gedacht, was du mir von Dags Geschichten nach seinem Unglück am Totenberg erzählt hast — wie die Seelen gleich flutenden Gewächsen in einem Bach trieben und trieben, und doch nicht

vom Fleck kamen, weil — sie festgewurzelt waren. So ist es wohl wirklich mit uns, solange wir auf Erden leben. Soweit wir auch mit unseren Gedanken dringen, sie sind in uns festgewurzelt und können uns von der Wurzel unserer Menschlichkeit nicht lösen. Wir suchen immer nur unser eigenes Bestes, sei es für dieses Leben oder für das jenseitige. — Wenn wir dies erst klar eingesehen haben, dann begreifen wir auch, daß nur der Herrgott uns für die Ewigkeit bereiten kann. Gnade finden wir, wenn wir unser Bestes tun — und das können wir einzig hier auf Erden, einzig in diesem Leben. Es nützt nichts, sich mit Gedanken oder Gebeten in die Ewigkeit hineinzwingen zu wollen. Wir erreichen sie auf keine Weise. Wir sind einzig und allein auf uns selbst und auf Ablaß bedacht, ob wir nun beten oder versuchen, Gutes zu tun. Alles ist Eigennutz."

Dag war mit sich selbst nicht zufrieden. Er hatte es nicht so klar auszudrücken vermocht, wie es vor ihm stand. Und er hatte den Eindruck, daß Adelheid nicht zuhöre. Er hockte sich vor den Kamin und legte neues Holz auf, so daß das Feuer wieder aufflammte.

Seine Gedanken schienen mit dem Feuer neu aufzuleben; denn er lehnte sich wie im Bewußtsein gewonnener Klarheit im Sessel zurück und nahm den Faden wieder auf. „Wenn unsere Kräfte über dieses Leben nicht hinausreichen, müssen wir sie eben hier im Leben gebrauchen. Wir dürfen uns nicht in Büchern und Reden verlieren und nicht im schwächlichen Jammer versinken, weil wir über unsere Fähigkeiten nicht hinausreichen. Wir müssen uns damit begnügen, daß wir nur Menschen sind, und uns für die letzte weite Reise des Herrn getrösten; denn dort vermögen wir nichts. Ich halte nichts davon, halb im Schlaf morgens und abends allerlei Gebete zu sprechen. Man soll sich an das Vaterunser halten — das tat auch mein Vater. Im Vaterunser stehen viele starke Worte, daher soll man es aufmerksam beten, so daß man es den Tag über im Gefühl hat, und dann soll man an sein Tagewerk gehen. Das verlangt das Leben von uns — denn wir stehen im Leben, solange wir auf Erden sind. Die letzte Zeile der Gedichtstrophe in der Bischofsbibel: Des Menschen Willensweg zu Gott ist das Gebet, kann auch einen anderen Sinn haben. Ich deute sie so, daß unser strebender Wille nicht nur in Gedanken und Formeln, sondern auch in unseren Werken das wahre Gebet ist — und die Werke sind es, die am meisten von uns verlangen und — auch anderen zugute kommen. Das tun Gedanken und Gebete nicht. Alles ist mir so einfach und deutlich geworden, was vorher unklar war. Wäre ich Pfarrer, so würde ich jeden Feiertag darüber predigen, daß man ein warmes Herz und guten Willen zeigen und hilfreich sein soll; denn das ist der rechte Willensweg, ist anderen wie uns selber gedeihlich." Vater Dag wendete Adelheid das Gesicht zu. „Jetzt begreifst du auch, weshalb ich meine Fahrten über Land wieder aufgenommen habe, die Kätnerstellen wieder aufsuche. Es gibt genug zu tun. Und dann lebe ich dort oben im Walde auf und finde in Wald und Wetter und im Wechsel der Jahreszeiten ebensoviel von unserem Herrgott wie in Büchern und Sprüchen. Wenn ich mich mit den Bübchen in den Bergen herumtreibe, so tu ich es, weil ich alter Mann dadurch wieder frisch werde und die Kleinen eine Erinnerung daran behalten sollen. Denn vielleicht finden sie später einmal eine Stütze an den ernsten Worten ihres Großvaters. Wir sind einmal schwache Geschöpfe, Adelheid. Wenn wir uns auch noch so stark fühlen — wir brauchen jede Stütze, die sich uns bietet, bei der Kirche, bei unserer Familie, bei zuverlässigen Freunden. Hätte ich diese Stütze nicht gehabt, so hätte es für mich nur das Geld gegeben, zum Unheil für alle — hier in der Siedlung und draußen im offenen Lande."

Zuletzt war die alte unerschütterliche Kraft über Vater Dag gekommen, und vom frischen Feuer im Kamin umlohte es ihn wie ein leuchtender Schein; doch dann sanken die Flammen, und das Dunkel der Alten Stube begann die beiden einzuspinnen.

Adelheid schlug schnell die Augen nieder, als Dag endlich den Kopf hob. Noch hatte sie den überzeugten Klang seiner Worte im Ohr. Er schien ihr in all ihrer Verzweiflung wie die Ruhe und der Friede selbst.

Sie stieg die Treppe wie unter einer Last hinauf. Vater Dag hatte sich selber aus dem Dunkel, das ihn umdrohte, befreit — ohne ihre Hilfe. Jetzt stand er wieder mitten im Leben, ruhiger als je. Nie mehr würde er mit ihr über solche Fragen sprechen. Alles hörte sich so richtig an, was er sagte, aber — es galt nicht für sie. Wie sollte sie etwas leisten, wie im täglichen Leben ihren Willensweg zu Gott gehen?

Ärmer denn je betrat sie ihre Kammer.

10.

Der alte Per Barvoll und ein junger Bursche aus Friland waren dabei, Stämme zum Flußufer unterhalb Svarttjern abzufahren. Es war tagsüber mild und nachts kalt gewesen, die Stämme waren festgefroren, und überdies glatt. Per war noch rüstig genug, um bei einiger Hilfe mit einem Stamm fertig zu werden, heute aber ging es langsam, und auch der Bursche, einer der jüngsten, mußte sich jedesmal verschnaufen, wenn Per sich auf dem Stamm ausruhte.

Per blickte zur bleichen Februarsonne am frostgrauen Westhimmel auf und dachte wohl, daß man seine Schritte bald nach der Hütte überm See lenken und dort den Herd und ein Pfeifchen anzünden könnte. Aber noch war es etwas zu früh; man mußte sich wieder an den dicken Stamm machen, der den Holzstapel zusammenhielt, mußte sehen, noch etwas für morgen vorzuarbeiten. Der Bursche und Per rüttelten und schoben an dem Stamm, streckten sich und gingen um ihn herum, betrachteten ihn bedenklich, scharrten den Schnee mit den Füßen beiseite, kratzten sich am Kopf und packten von neuem an. Aber er rührte sich nicht. Als sie sich am allerärgsten mühten, hörten sie das leichte Gleiten von Skiern, und der junge Dag stand vor ihnen.

Er hatte eine Falte in den Wangen, die sich gutmütig lächelnd nach oben ziehen oder in harter Strenge straffen konnte, aber man konnte nie voraussagen, wann das eine oder das andere geschah; denn er war unberechenbar. Seine Augen waren meist schwermutdunkel, aber sie konnten auch lustig blau aufblitzen. Und wenn die Lustigkeit einmal so lange währte, daß sich die Falte in der Wange trotz seinem sichtlichen Widerstreben aufwärts zu ziehen begann, dann kam ein so überraschend warmer, hübscher Zug in sein sonst so strenges Gesicht, daß jeder davon hingenommen war, der es zum erstenmal sah.

Jetzt aber stand weder in seinen Augen noch in der Falte auf seiner Wange Freundlichkeit zu lesen, sondern nur rauhe Gleichgültigkeit.

Per richtete sich etwas beschämt auf, weil er die Sache grade aufgeben mußte, da Dag zusah, aber der Stamm war nicht zu bewegen.

„Er ist das blanke Eis und nicht anzufassen", entschuldigte er sich.

Dag glitt dicht heran, streifte die Skier ab, stellte sich rittlings über den Stamm und beugte sich vor. „Wer nichts kann, bringt nichts fertig", sagte er, legte die Hände um den Stamm und riß ihn hoch, daß es nur so krachte. Dann schnallte er die Skier wieder an und fuhr wortlos davon.

Der alte Per Barvoll hockte müde am Herd in der Svarttjernhütte, er zog und paffte an seiner Pfeife, um noch etwas aus den letzten Tabaksresten herauszuholen. Seine Backen gingen aus und ein, und der Bart bewegte sich mit. Da sie Dag in der Nähe wußten, hatten sie nicht eher Feierabend machen können, als bis sie ihr Tagewerk ganz fertig hatten — und die Geschichte mit ihm lag wie ein dunkler Schatten über diesem Tag. Nach dem Essen hatte der Junge sich hingelegt, Per saß noch verdrossen mit der Pfeife auf. Plötzlich fuhr er lauschend hoch, steckte schnell die Pfeife in die Tasche und spuckte hastig ins Feuer.

Skier wurden an die Wand gestellt, und Dag trat ein. Auch er setzte sich ans Feuer und schauderte nach der Fahrt durch die Kälte. Per überlegte, ob er ihm etwas zu essen anbieten solle; da aber Dag seinen Rucksack mitgebracht und aufgehängt hatte, würde er sich wohl selber versorgen.

Dag hatte erst in den letzten Jahren zu rauchen angefangen und tat es selten; jetzt holte er seine Tonpfeife und eine Tabakrolle aus seinem Proviantsack. Er ließ sich wieder am Herd nieder, zog sein Messer heraus, kratzte in der Pfeife herum und nahm etwas Glut aus dem Feuer.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Gärtner.

Erzählung von Otto Gmelin.

Vor einer Reihe von Jahren verbrachten wir einige Sommerwochen in einem kleinen Hotel in Glio hoch über dem Genfer See. Bei unserm Gasthof war ein kleiner Garten. Er bestand aus einem Rasenstück mit Kieswegen, das von Stiefmütterchen eingefaßt war und in dessen Mitte ein kreisförmiges Teppichbeet aus allerlei buntblätterigen Pflänzchen angelegt war; außerdem war da noch an der Hausmauer entlang ein Streifen mit blühenden Stauden, ein Hang an der Terrasse, den man als Steingärtchen gestaltet hatte, und ein längliches Rosenbeet. Dort beobachteten wir zuerst den alten Gärtner.

Morgens, wenn wir aufgestanden waren, sahen wir ihn schon von unseren Fenstern in der Sonne arbeiten. Seine greisenhaften, aber sehnigen, harten Hände rissen Unkraut aus, setzten kleine Pflänzchen oder entfernten welke Blüten. Wenn wir vormittags von Spaziergängen in die Berge nach Hause kamen, war er an dem kleinen Treibhaus beschäftigt, mischte Blumenerde in die Töpfe, pflanzte Schößlinge um oder legte Samenkapseln auf die Bretter, damit sie in der Sonne trocknen sollten. Und abends, wenn wir vor Sonnenuntergang durch das Gärtchen gingen, schleppte er schwere Gießkannen herbei und begoß sorgfältig die Beete. Immer ging er gebückt, denn sein Rücken hatte sich von der Arbeit in den Gärten gekrümmt, immer hatte er die alte Hose an, ein gestreiftes Hemd ohne Kragen und eine blaue Schürze. So war es alle Tage. Nur Sonntag vormittags konnte man ihn mit einem sauberen, guten Anzug sehen und mit einem Hut auf dem für den kleinen Mann zu großen Kopf. Dann ging er durch das Gärtchen und blieb bei den Blumen stehen und bei den kleinen Pflänzchen des Steingartens. Aber er konnte es auch dann nicht lassen, sich zu bücken und die gelb gewordenen Blättchen oder verwelkten Blüten abzupflücken. Manchmal kamen elegante Damen des Wegs, wenn er bei der Arbeit war, und blieben bei seinen Anlagen stehen, denn es gab weit und breit keinen Garten, der sauberer gepflegt und sorgfältiger angelegt war. Manche sprachen den Alten an und er gab ihnen ruhig, und ohne seine Arbeit zu unterbrechen, Antwort. Er sprach ein seltsames Französisch und wir hörten von unserem Tisch im Garten nur das freundliche „Oui, Madame . . .“ und „Non, Madame . . .“

Nachdem wir einige Zeit da waren, gehörte der alte Gärtner zu unserem Aufenthalt wie die Blumen und Bäume, die Matten und die Berge und der See. Morgens war es das erste, daß wir ihn von unserem Fenster aus im Garten suchten und ihm einige Minuten bei seiner Arbeit zuschauten. Denn wenn man ihn arbeiten sah in seiner selbstgenügsamen Stille, ging eine große Ruhe auf einen über, und man spürte den Segen, der über einem Menschenleben lag, das im hohen Alter so erfüllt war mit der Hingebung an die Arbeit. Deshalb entstand in uns der Wunsch, mehr von diesem Leben zu erfahren, und als wir eines Abends durch das Gärtchen gingen, nachdem er seine Gießkannen in den Schuppen gebracht hatte, sprachen wir ihn an und sagten ihm, wie schön und sauber sein Garten sei und wie wir seine Kunst bewunderten. Während wir mit ihm über die Kieswege schritten und von den Blumen sprachen, ergab ein Wort das andere, und es stellte sich heraus, daß er ein Deutscher war.

Seit wir dies wußten, wurde unsere Teilnahme an seinem Leben noch größer als zuvor, denn wir freuten uns, daß der Alte, den wir so bewundert und schon ein wenig liebgewonnen hatten, aus unserem Vaterlande war. Von nun an standen wir manchmal mittags oder auch abends vor Sonnenuntergang neben ihm und ließen uns vieles zeigen und erklären, Kenntnisse und Erfahrungen, die wir in unserem eigenen Gärtchen zu Hause verwenden zu können hofften. Dabei kamen wir dann auch, ohne neugierig zu erscheinen, gelegentlich auf sein Leben, und er zögerte nicht, uns einiges davon zu erzählen. Er war an der Mosel in einem kleinen Dörfchen, nicht weit von Koblenz, geboren und aufgewachsen. Später hatte er sich auf die Wanderschaft gemacht und war nach der Schweiz gekommen als Gärtner eines großen Hotels. Von dort hatte ihn ein französischer Hotelier mitgenommen nach Nizza, wo er viele Jahre geblieben war. Wenn er von Nizza sprach, in seinem schönen, beinahe zierlichen Hochdeutsch, das manchmal Ähnlichkeit hatte mit einer Übersetzung aus dem Französischen, war er voll Bewunderung über die Schönheit seines dortigen Gartens; er sprach von den großen Palmen und den Mimosen, am meisten aber von den prachtvollen Teppichbeeten, die er dort angelegt hatte. Er fühlte wohl, daß wir gerade für solche Beete keine besondere Vorliebe hatten, obgleich wir davon natürlich nichts sagten, denn er schob dann ein: „Ja, heutzutage liebt man Teppichbeete nicht mehr; man liebt mehr Steingärten.“ Er erzählte, wie die „vornehmen Damen und Herren“ vor seinen Beeten stehen geblieben seien und ihm ihre Bewunderung ausgesprochen hätten. „Englische und französische sehr vornehme und reiche Damen und Herren“, sagte er. Und eines Tages hatte ihm einer dieser französischen Herren, der eine große Besitzung auf Korsika hatte, ein Angebot gemacht und ihn dorthin als seinen Gättner mitgenommen. Auch dort war er wieder viele Jahre gewesen, und er wäre auch nicht fortgegangen — denn „der Herr war sehr gut“ —, wenn ihm die Köchin nicht nachgestellt hätte. Er sagte es mit einer harten und sorgenvollen Miene; er war nicht gerne von seinem schönen Garten und seinem guten Herrn gegangen. Und dann war er nach Algier gekommen. Wieder erzählte er von den Gärten in Algier, von den Palmen und den Bougainvillers und den Teppichbeeten in seinem Garten. Ich fragte ihn, ob er kein Heimweh nach Deutschland, nach der Mosel und dem Rhein, gehabt habe, aber er sah mich ernst und ruhig an:

„Heimweh, ja; aber ich habe meine Arbeit gehabt und die Blumen.“ Und schließlich war er wieder nach der Schweiz gekommen während des Krieges und hatte dort gearbeitet, und jetzt war er vierundsiebzig Jahre alt und war nur noch an diesem kleinen Gasthof mit dem kleinen Gärtchen und dem kleinen Teppichbeet.

Wir hörten ihm gerne zu; denn es tat wohl, ihn zu hören. Obwohl er so weit gewesen war und so viel gesehen hatte, erzählte er nur von seinen Blumen und Bäumen, von den gepflegten Rasenflächen und den Beeten. Er war alt geworden bei der Arbeit in den Gärten und sein Rücken hatte sich vom vielen Bücken gekrümmt. Jeden Tag standen wir bei ihm, sahen ihm zu und fragten ihn, um zu lernen und um ihn sprechen zu hören mit seiner hohen, singenden Stimme. Wir lobten seine Blumen, besonders aber gefiel uns die Einfassung von bunten gelben, roten, violetten, samt-zarten Blumen, die wir in Deutschland nur einmal in einem Garten am Bodensee gesehen hatten. Er nannte uns ihren Namen, und wir fragten ihn, ob er uns von dem Samen etwas mitgeben könne. Dazu war er gern bereit, füllte uns eine kleine Tüte damit und gab uns gute Ratschläge, wie wir sie zu säen und zu behandeln hatten. Er wollte kein Geld nehmen für die Gefälligkeit, die er uns erwiesen. „Ich habe, was ich brauche“, sagte er ruhig.

Und als ich ihn fragte, ob wir ihm nicht auch eine Gefälligkeit erweisen könnten, da sagte er mit einem Blick auf meine Kamera: Ja, er bitte, daß wir ihm ein Bild von ihm mit seinem Teppichbeet machen möchten und es ihm zuschickten; diesen Wunsch habe er schon lange. Das taten wir gern, denn wir dankten ihm mehr als den Samen, den er uns gegeben hatte.

Wenn wir an Glion denken, an den glänzenden weiten See in der Tiefe und an die Schneeberge fern über den Wäldern, ist uns auch immer der alte Gärtner nahe, und wir erinnern uns seiner wie an etwas Gutes, das uns begegnet ist.

Der Bahndamm.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Es war im Frühjahr 1917 nach der Arras-Offensive. Die Batterien des . . . Feldartillerie-Regiments hatten neue Stellungen hinter der Stadt L. bezogen. Eine Atempause trat ein. Die Keller in den geräumten Häusern am Rande der Stadt boten die Möglichkeit zur Herrichtung fester Unterstände, die mit aufgefundenem Hausrat heimisch gemacht wurden. Und man konnte wieder, gegen Sicht geschützt, aufrecht gehen, sich frei bewegen und, wenn im Sonnenschein die Wiesen dufteten, an die Heimat denken.

Lange blieb es nicht so. Die Ruhe nach den vorangegangenen Wochen hatte vielleicht manche zu sorglos gemacht. Der singende Ton in der Luft bedeutete eine Gefahr. Schon beim Morgengrauen standen die englischen Flieger, die auf dem kurzen Frontabschnitt in Überzahl eingesetzt werden konnten, wachsam hoch über den Stellungen, jede Bewegung, jeden Abschuß erspähend.

Hinter den Stellungen, über die Wiesen hinweg, erstreckte sich ein hoher Bahndamm. Ein Kanal und eine Landstraße führten unter einer eisernen Brücke hindurch in das Hinterland. Dieser Damm war wie eine Grenze zwischen dem Land des Krieges und dem des Friedens. Hier verfielen, wenn sie die Brücke passiert hatten, Munitionswagen, Essenträger und Ordonnanzen in gemächlichen Schritt.

Post war gekommen, der schönste Augenblick am Tage. Aber man stand schon in jenem Abschnitt des Krieges, da die Briefe inhaltsleer wurden. Die zu Hause mochten nicht immer wieder von notwendigen Einschränkungen und ähnlichen Dingen schreiben, und die Soldaten wußten genau, daß sie doch nie verständlich machen konnten, wie ihr Leben hier draußen war. So ging es auch jetzt Schneider, dem Telephonisten, als er den Brief zusammenfaltete und einsteckte.

„Sie müßten uns einmal hier sehen, nur von weitem das hier miterleben — vielleicht wäre das gut . . .“

Die anderen nickten. Aber ehe einer etwas erwidern konnte, hörten sie wieder das unheimliche Sausen in der Luft, die Erde erzitterte, Ziegelstaub drang durch die offene Kellertür.

„Raus!“ schrie der Unteroffizier. Drüben, auf der anderen Straßenseite, lag der große Friedhof; dort im Freien war man geschützter, es hatte keinen Sinn, sich im Keller von einer 35-Zentimeter-Granate verschütten zu lassen. Wunderliches Gefühl, zwischen den Gräbern an die Erde gepreßt, zu liegen und die Stein- und Erdbrocken niederprasseln zu hören. „Weiß der Himmel, du hast recht“, brummte der lange Huber, „das müßten die mal mit ansehen!“ Schneider schwieg.

Auf dem Bahndamm sollte eine Blinkstation errichtet werden. Gewiß gab es in den Häusern der Stadt noch Spiegel, die man für die Lichtführung verwenden konnte. Diese Stadt, vor einigen Wochen noch bewohnt und jetzt totes Land zwischen Graben und Artilleriestellung, hatte etwas Bedrückendes, wenn man allein durch die Straßen ging und in die Häuser trat. Überall waren noch Spuren der hastigen Räumung sichtbar.

Langsam, nach brauchbaren Gegenständen suchend, ging Schneider durch die verlassenen Räume. Hin und wieder blätterte er auch in einem Buch, das offen dalag, und dabei fiel ihm ein Blatt Papier in die Hand, das er unwillkürlich las, weil es ein angefangener Brief war. Der Brief einer alten Frau an ihren Sohn, wer weiß wann begonnen und nie beendet, weil es keine Möglichkeit mehr gab, ihn abzuschicken. Er solle sich keine Sorge machen, es ginge ihr gut . . . Schneider war schweigsam, als er zur Batterie zurückkam. —

Unaufhörlich kreisten die feindlichen Flieger über dem Gelände. Bei einer Nachbarbatterie gingen unter einem Volltreffer Munitionsstapel in die Luft. Dann kamen die Einschläge näher. Auch vorn wurde es lebhaft. Jeden Augenblick konnte vom Stab der Befehl zum Sperrfeuer kommen. Schneider saß am Fernsprecher. Die anderen hatten schon die unsicheren Keller verlassen. Stille. Dann wieder das Krachen einstürzender Mauern und Decken — da, das Summerzeichen, den Hörer in die Hand — aber da war es, als wenn der ganze Raum auseinandergesprengt wurde — und zum Sprechen kam der Telephonist Schneider nicht mehr. —

Aber er lebte, als sie ihn aus den Trümmern ausgruben. Beide Beine gebrochen. Vier Kameraden trugen ihn bis hinter den Bahndamm, wo an der Böschung schon andere Verwundete auf den Sanitätswagen warteten. Die Sonne war im Untergehen und hüllte die grüne Landschaft in ein goldenes Licht. Nie empfand Schneider die Trennungslinie, die der Damm zog, so deutlich wie jetzt. Hatte er nicht eben noch hoffnungslos unter Betonbrocken gelegen? Und nun sah das Auge nichts mehr davon, hier war stilles, unberührtes Land. Und auf einmal dachte er an die beiden Menschen zu Hause, die Mutter und die Braut, deren Gedanken jetzt vielleicht auch bei ihm waren. Er sah das Dorf und den grünen Garten, er sah das Leben, das noch vor ihnen lag — war er nicht hier draußen, damit ihnen der Frieden erhalten blieb? Der Frieden, der sie jetzt noch umgab? Torheit war es, was er da heute gesagt hatte, als die Post kam — nie sollten die zu Hause sehen oder wissen, was er hier erlebte.

„Sie müssen ruhig liegen bleiben“, sagte die Schwester im Lazarett. „Wenn Sie Nachricht nach Hause geben wollen, schreibe ich gern für Sie ein paar Zeilen.“

Auf seine Bitte reichte sie seine Brieftasche, die man mit anderen Sachen aus seinem Uniformrock in sein Bettischchen gelegt hatte. „Ja, Schwester“, sagte er, „hier ist die Anschrift“ — er blätterte in den Papieren, und auf einmal hatte er den angefangenen Brief einer unbekannten Frau in der Hand — „ja, schreiben Sie, es ginge mir sehr gut, ich wäre gesund und freute mich darauf, bald wieder in der Heimat sein zu können“ — und als die Schwester ihn erstaunt ansah, fuhr er lächelnd fort: „Ach so, dann fügen Sie hinzu, ich hätte mir die Hand verstaucht und könne nicht selbst schreiben . . . das ist alles, Schwester —“



Lustige Ecke



Das Modellpferd.



Sohn des Bildhauers: „Vater, bekomme ich mein Schaukelpferd nicht bald wieder?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.